



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Aus den westfälischen Forsten

---

Südafrikas zu schreiben hat, würde sehr fehlen, wenn er nicht mit einigen Kapiteln auch die Tätigkeit der katholischen Kirche oder Mission, speziell das große Werk des Abtes Franz Pfanner erwähnte. Was die Trappisten, bezw. die Missionare von Mariannhill, in den letzten 50 Jahren zur Zivilisation und Hebung der Eingeborenen getan haben, ist weit mehr wert als die Hebung und Ausbeutung von Gold- und Diamantefeldern. Südafrika wird nur dann wachsen und gedeihen, wenn auch den Schwarzen ein menschenwürdiges Dasein ermöglicht wird, wenn auch sie ihre Kräfte und Fähigkeiten frei entfalten können, wenn auch ihnen der Weg zur Bildung und Entfaltung offen steht, wenn Weiß und Schwarz sich gegenseitig verstehen lernen und im Frieden ohne Rassenhaß miteinander zu leben imstande sind. Dies zu verwirklichen ist die Aufgabe der katholischen Missionstätigkeit.

Es wird die dankbare Aufgabe einer geübten Feder sein, später auch speziell eine besondere Geschichte der katholischen Missionen in Südafrika niederzuschreiben.

## Aus den westfälischen Forsten

Erzählung aus der Zeit des 30 jährigen Krieges  
aus Diel „Novellen“ — Nachdruck verboten!

(Schluß)

Anna war in das Haus geeilt, und der Forstmeister mit seinem Sohne folgten ihr. Aber unter der Türe blieb der Alte plötzlich stehen und flüsterte: „Heinrich, er ist dein Bruder!“

„Wer?“ fragte der Sohn.

„Der Hauptmann, welchem Hubert das Kreuz zurückstellte. — O Heinrich, Heinrich! — Das Kreuzchen stammt von meiner seligen Mutter — o gehe morgen nicht in den Wald — es gibt ein Unglück.“

Heinrich wußte nicht, wie ihm wurde; er hätte seinem Vater folgen mögen, und dennoch sagte er: „Ich kann nicht, Vater, nein, ich darf nicht.“ — Und dann stieß er verzweifelnd die Worte aus: „Schrecklich! Schrecklich! Mein eigener Bruder ein Räuber, ach Gott, vielleicht ein Mörder!“

Keiner sprach mehr ein Wort; düster und traurig verfloß der Abend. Aber als bereits alle zu Bett lagen, kniete der junge Forstmeister noch allein in der Wohnstube vor einem Kruzifixe und betete: „O Herr, gekreuzigter Heiland! wenn dieser mein Bruder ist, so will ich mich opfern für das Heil seiner Seele. Nur sorge du für mein armes Weib, für mein Kind und für meinen unglücklichen Vater.“

Lange kniete er dort — und droben am Himmel wanderten friedlich und tröstend die Sterne.

Am andern Morgen erschien der alte

Forstmeister nicht unter den Seinigen, und als man ihn lange vergebens gesucht hatte, fand man ihn gefesselt und gebunden im Walde. Neben ihm lag eine Muskete und Huberts Hirschfänger mit einem Zettel, auf welchem die Worte standen: „Der Hauptmann der Wilderer schickt diese Waffen dem Jägerburschen als Ersatz für seinen gestrigen Verlust.“ — Heinrich wollte Näheres über die Ereignisse der Nacht von seinem Vater erfahren, erhielt aber keine Antwort auf seine Fragen. Allem Anscheine nach war der Greis hinausgegangen, um seinen vermeinten Sohn aufzusuchen, und hatte dann jene Wildschützen getroffen, die die Waffen zum Försterhause bringen sollten und die ihn grausam mißhandelten.

Der Gutsherr war unterdessen in dem Forsthause angekommen und traf die Vorkehrungen für ein glückliches Gelingen des Streifzuges. Sämtliche Förster und Jägerburschen waren aufgeboden und außerdem standen viele Bauern in Waffen. Gegen Einbruch der Nacht sollten alle von verschiedenen Seiten sich nach dem Lagerplatz der Wilderer begeben, den Ort umzingeln und dann auf ein gegebenes Zeichen den Angriff vereint eröffnen.

In dem Forsthause selbst herrschte während des ganzen Tages die tiefste Trauer, als ob ein großes Unglück drohe. In Annas Augen hingen fortwährend Tränen, und zuweilen, wenn

sie allein war oder in die unschuldigen Augen ihres Kindes schaute, konnte sie dieselben nicht mehr bemeistern; sie fielen in vollen und schweren Tropfen nieder. Der Großvater sprach gleichfalls während des ganzen Tages kein Wort, sondern ging unter den Eichen, die das Haus umgaben, auf und ab und betete den Rosenkranz. Nur Heinrich war frisch und kräftig; der Gedanke an sein gestriges Opfer tröstete ihn, und Gott verlieh ihm Stärke und Ausdauer.

Bereits sendete die Sonne ihre Strahlen tiefer und rötlicher durch das Laubwerk und bedeckte die grünen Blätter mit einem schillernden Goldglanze. Hubert hatte das Haus verlassen und sich auf heimlichen Pfaden nach dem Lagerplatz der Landsknechte begeben; denn er brannte vor Begierde, seine Schande auszuweken. Der Forstmeister war aber mit dem Grafen am Nachmittage in das Kirchdorf gegangen, um die letzten Bestimmungen zu treffen. Auch sie kehrten jetzt zurück und holten ihre Waffen. Vor dem Hause trafen sie den alten Hermann, und der Gutsherr wechselte einige freundliche Worte mit ihm. Dann traten sie zusammen in die Stube, wo Anna neben der Wiege ihres schlummernden Kindes saß.

„Leb' wohl, Anna“, sagte Heinrich und ging auf seine Gattin zu, die bei diesen Worten aufbelebte und heftig zu weinen begann. „Nein, weine nicht“, fuhr der Forstmeister fort, „bin ich denn heute in größerer Gefahr wie vordem immer, seit die Wilderer in dem Gehege sich festsetzten? — Ich komme wieder, bete für mich und mache mir das Herz nicht schwer, da es notwendig ist.“

Bei diesen Worten umschlang er sie herzlich und drückte sie an seine Brust. Aber die Frau weinte fort, ihre Tränen rollten reichlich und fielen auf die Hand des kräftigen Mannes nieder.

Dem Grafen ward es bei diesem Anblick seltsam zumute. „Ich bringe Euch den Gatten zurück“, sagte er, „und ich stehe für ihn mit meinem eigenem Leben ein.“

„Beteuert nichts, hochedler Herr!“ entgegnete Anna.

„Seid nur getrost“, sagte der Gutsherr „und tut, wie er Euch geheißt: betet für uns alle!“

Der Forstmeister hatte sich von der Umarmung losgemacht und war zu seinem schlafenden Kinde getreten. Einen heißen, innigen Kuß drückte er ihm auf die Wangen, schaute noch einmal in das unschuldige Gesichtlein und schritt dann der Türe zu. Der Graf und der Vater folgten ihm, und auch Anna wollte die

Männer begleiten. Doch, ohne sich umzuwenden, sagte Heinrich zu ihr: „Weibe bei dem Kinde; ich glaube, es ist wach geworden durch meinen rauhen Kuß.“

Sie gehorchte.

Draußen reichte der Forstmeister dem Vater die Hand und sagte: „Vater, tröstet Anna!“ Der Greis entgegnete: „Gott wird trösten“, und kehrte in die Stube zurück.

Es war ein trauriger Abschied. —

So schritten denn die beiden Männer, der Gutsherr und sein Forstmeister, dem Walde zu. Sie trugen die Feuerbüchse in dem Arme und an der Seite das Jägerhorn und den blanken Hirschfänger.

Schweigend gingen sie voran auf dem schmalen Waldpfade, der sich zwischen hohen Eichen hindurch immer tiefer und tiefer in das Dickicht wand. Nur hie und da schaute ein Fleckchen Himmel durch die Baumkronen herein: es war tiefblau gefärbt und hatte einen rosenroten Schimmer von der Sonne, die eben unterging. — Allgemach wurde es finsterner in dem Forste, und als die Wanderer zu dem Wiesengrunde kamen, wo Hubert am verflossenen Tage den Hauptmann getroffen hatte, lag bereits die Nacht dunkel und schwarz über den Waldungen. Bevor sie in die Lichtung hinaustraten, blieb der Forstmeister stehen und sagte leise zu dem Grafen: „Jetzt müssen wir vorsichtig sein. Wartet ein Weilchen, hochedler Herr; ich schlüpfe am Rande zwischen den Baumstämmen hin; oben ist ein kurzes Gestrüpp, dort schleiche ich leise auf die andere Seite und sehe, ob wir sicher sind; dann könnt ihr nachfolgen.“

Heinrich ging und der Gutsherr blieb allein zurück. Eine ganz tiefe Ruhe lag über der Wildnis; die Tannen rauschten einformig und doch so ernst und feierlich wie die Leichenmusik beim Begräbnis eines verstorbenen Kriegers.

Ach Gott, die Natur ist so schön und herrlich in ihrem tausend- und tausendfachen ewigen Wechsel, wenn nur die Menschen nicht wären mit dem bösen, leidenschaftlichen Herzen in der Brust! —

Eine Viertelstunde war vergangen, als der Forstmeister eiligen Schrittes über die Wiese kam.

„Ihr habt nichts entdeckt?“ fragte der Graf.

„Keinen Wilderer“, war die Antwort; „und doch ist jemand in der Nähe, den ich nicht kenne. Es ist eine hagere, fast übermenschliche Gestalt mit einem langen Schlapphut. In dem Gestrüpp sah ich ihn zuerst, von dort begleitete er mich und winkte dabei fortwährend mah-

nend mit der Hand. Ich fragte ihn, was er wolle, aber er antwortet nicht.“

„Schaut, dort ist er wieder!“ rief der Forstmeister plötzlich in einem aufgeregten Tone aus, indem er nach dem jenseitigen Rande zeigte.

„Ich sehe nichts“, sagte der Graf; „es muß eine Täuschung sein.“

„Nein, es ist ein Langhut, wie wir diese Geister nennen; er sucht Unglück zu verhüten“, entgegnete der Forstmeister.

„Sollen wir weitergehen?“ fragte der Graf.

„Wir müssen; die andern warten auf uns“ sagte Heinrich. „Wohlan, in Gottes Namen!“

„Kommt, laßt uns den Rosenkranz für die abgehenden Seelen beten“, sagte der Gutsherr.

Die beiden Männer nahmen ihren Rosenkranz, schlugen ein Kreuz und schritten betend vorwärts.

### 5. Wald und Waldbewohner

Ein Feuer brannte in dem Forste. Es brannte in jenem Teile, wo das Flachland aufgehört hat und die Hügel und Felsklippen beginnen. Die Flammen wurden von einer solchen Felskluft überdacht und versteckt; feste, knorrige Eichenstämme umgaben in engem Kreise die Stätte und machten, daß man das Feuer nur in der nächsten Nähe bemerken konnte. Wilde, harte Gestalten saßen ringsum und plauderten miteinander. Zu beiden Seiten des Feuers waren Holzgabeln eingerammt und eine röstete über denselben einen mächtigen Hirschbraten. Ein Fäßchen Wein lag auf dem Boden und eine Dirne zapfte daraus und kredenzte den Humpen in die Runde.

Es war eine seltsame Gruppe; die einen trugen Bauernwämser, andere hatten zerrissene spanische Mäntel über den Schultern hängen, und wieder andere alte Lederkoller.

Sie waren ihrer zwanzig Kumpane, von denen wir bereits zwei kennen lernten. Der Hauptmann saß in der Mitte und stützte sich auf einen rostigen Panzer, der ihm zur Seite lag. Der erste Wildschütze aber saß abseits unter einer Eiche und während die Waffen aller übrigen an den Bäumen hingen oder lehnten, hielt er allein eine Muskete in den Armen.

„Ist der Hirsch noch nicht bald geröstet, Pankratius?“ rief einer dem Koche zu.

„Geduld, Geduld! Nähre dich einstweilen am Duft“, entgegnete der Gefragte.

„Er hat recht“, rief ein dritter; „der Duft des hiesigen Rotwildes ist nicht

zu verschmähen. Schade nur um die schönen Tiere, die wir zurücklassen, damit sich die Pfaffen und die Hochgnädigen ihre Wänste damit füllen.“

„Und doppelt schade, weil's geschieht aus Angst vor einem glatten Jägerbüschlein — oder weil man Blei und Pulver umsonst vergeudet“, fiel ein anderer ein.

„Wollen wir denn wirklich morgen den Wald verlassen?“ hub einer von neuem an, indem er seinem Leutnant den Becher kredenzte.

„Morgen“, war die kurze Antwort.

„Ich bin's auch herzlich satt“, sagte einer der Gesellen; „ich möchte lieber mich anwerben lassen: daß es nur irgendwo eine Fehde gäbe; Soldatenbrot ist ehrliches Brot.“

„Und Hirschfleisch — gutes Fleisch“, schrie der Koch von dem Feuer herüber.

„Wer arbeitet, soll auch essen; wir haben gearbeitet fürs Heilige Deutsche Reich, und da sie uns die Arbeit verbieten, müssen sie uns wenigstens ernähren.“

„Paradiridarum;

Wir han gar kleine Sorgen

Wohl um das Römisch' Reich;

Es sterb' heute oder morgen,

Das gilt uns alles gleich“;

— sang der Rotkopf und die anderen stimmten ein, daß es wild durch die nächtliche Stille widerhallte. Nur der Hauptmann schwieg. Erst als die Gesellen geendet hatten, rief er zornig aus: „Das Lied hast du auch nicht bei dem Pappenheim erlernt, Barthold!“

„Aber Ihr bei dem Ozenstern“, entgegnete der Söldner.

Eine glühende Röte überlief das Gesicht des Hauptmannes. „So durfte ich es singen“, schrie er heftig. „Ich brach meinen Eid nicht und kämpfte damals gegen mein Vaterland, weil ich von Kindheit auf bei dem Schweden war.“

Barthold wollte antworten, aber bereits war einer der Wilderer aufgesprungen und stieß ihm mit dem Rufe: „Heda, rote Kröte, hab Respekt vor deinem Leutnant!“ die Faust ins Gesicht, daß er rücklings auf den Rasen sank.

Der Hirsch war völlig geröstet, und Pankratius legte ihn auf einen Stein inmitten der Gruppe. Die Söldner griffen nach ihren Messern und schnitten sich Stücke von dem Fleische ab. Auch Barthold hatte sich aufgerichtet und folgte dem Beispiel der übrigen; dann entfernte er sich wieder brummend an seinen früheren Platz.

Während sie aßen, fragte einer den Hauptmann:

„Wohin ziehen wir denn morgen, Leutnant?“

„Wohin ein jeder will“, antwortete er; „wir warten vergebens, bis die Werbetrommel ertönt. Die Fürsten haben es mit dem Frieden ernst gemeint und brauchen den Söldner nicht mehr. Der Kaiser aber hat jetzt ein stehendes Heer wie im Franzosenland; drum ziehe ich hin nach Osterreich und lasse mich antwerben gegen den Türken. — Wer geht mit?“

„Wir nicht, wir nicht“, riefen mehrere Stimmen und nur wenige Männer standen zu ihrem Hauptmann.

„Macht, was euch gefällt“, sagte dieser enttäuscht, „und seht, wie ihr mit den Grünröcken fertig werdet, wenn es ihnen einfällt, Ernst zu machen.“

„Dann stecken wir ihnen den roten Hahn aufs Dach, und Feuerbüchsen haben wir auch — nur nicht zum Verschensken“, schrie Barthold.

„Also auch noch Mord und Brand zum Raub und Diebstahl“, sagte der Hauptmann in tiefem Tone.

„Gerade wie es der Mansfeld machte, da er die armen Bauern haufenweise in die brennenden Häuser werfen und, die sich retten wollten, wie Hunde niederschießen ließ“, entgegnete Barthold. „Aber seit wann habt Ihr denn eine so zarte Conscientia, Herr Leutnant?“ fuhr er spöttisch fort; „die Pfaffen haben diese Spiegelfechtereie erdacht. Das soll solch ein Wundertier sein, daß sich die Libertät nicht darein schicken kann. Wir aber scheeren uns nicht drum und bleiben, wo wir sind. Geht Ihr nur Eures Weges.“

Da tönte plötzlich ein schriller Ton wie das Locken einer Hirschkuh; die Wilderer stuzten. „Die Hirsche laufen uns gar am Ende noch nach“, sagte Panfratius laut lachend. Barthold aber griff nach der Büchse, goß Pulver auf die Pfanne und spannte den Hahn. Ein leises Knistern ließ sich ganz in der Nähe hören, der Wilddieb zielte nach der Stelze und schoß.

„Jesus, Maria!“ rief eine Stimme, und in demselben Augenblick fielen mehrere Schüsse aus dem Dickicht, einzelne Söldlinge sanken zu Boden, darunter auch der Hauptmann. Nun sprangen die Wilderer auf und griffen nach den Waffen — doch schon war es zu spät; sie sahen sich von einer Überzahl Förstern und Bauern umringt. Sie faßten nach den Messern, aber die baumstarken Männer schlugen ihnen die Waffen mit den Kolben aus den Händen. In einem Nu war ein großer Teil der Wilderer fesselt und gebunden, während andere tot oder verwundet auf der Erde lagen. Nur Barthold wehrte sich noch mit einer furchtbaren Wut. Er rang mit dem Jä-

gerburschen, der den Wilddieb sofort erkannt und sich zum Opfer anerkennen hatte. Keiner von ihnen besaß mehr eine Waffe, sondern mit den Fäusten suchte einer über den andern Herr zu werden. Bald lagen beide auf dem Boden, bald kämpften sie aufrecht, und ohne daß jemand ihrer achtete, hatten sie sich im fortwährenden Ringen ziemlich weit von dem Lagerplatz entfernt. Hubert nahm alle Kraft zusammen, und doch war er nahe daran, zu erliegen. Da stolperte plötzlich der Wilderer über einen Baumstamm und stürzte rücklings auf einen Steinblock. Seine Arme ließen nach, und als der Jägerbursche sich emporrichtete, sah er das Blut mit Gewalt aus den Wunden des Wilderers quellen. Bartholds Augen starrten weit und stier — er war tot; der spitze Stein war in die Schläfe gedrungen.

Am Rande des Platzes aber lag unter einer großen Eiche das Opfer des roten Wildschützen — der Forstmeister Heinrich. An seiner Seite kniete der Gutsherr und legte den Verband auf die Wunde seines treuen Dieners.

„Ach Gott, mein Weib und Kind und mein alter Vater!“ flüsterte Heinrich. „Es ist vergebens, der Schuß sitzt in der Brust.“ — Er faltete die Hände und betete.

Einige Jäger verbanden den Hauptmann, der gleichfalls schwer verwundet auf der Erde lag. Er sprach kein Wort, weder mit den Jägern noch mit einem Mitgliede seiner Bande.

Unterdessen gab der Graf den Befehl, zwei Bahren zu machen, um den Forstmeister und den Hauptmann ohne Gefahr in das Forsthaus zu tragen. Heinrich hatte verlangt, daß man den Wilderer mit großer Sorgfalt behandeln solle. Dann trat der Gutsherr zum Lager des Forstmeisters zurück und schaute ängstlich in dessen Züge: „Ich bin an Eurem Unglück schuld“, sagte er, „werdet Ihr mir dies vergeben?“

„Ich tat meine Pflicht“, flüsterte Heinrich; „Gott hat alles so gefügt; er hat mein Opfer angenommen; möge er es vollenden.“

Die Bahren standen bereit. Man hieb Zweige von den Bäumen und legte sie über die Querhölzer, darüber wurden Stücke Moos gedeckt und endlich Jacken und Mäntel, die sich von den Wildschützen vorfanden.

Nach diesen Einrichtungen wurden die beiden Verwundeten auf die Bahre gehoben, vier kräftige Burschen faßten an und der Zug setzte sich in Bewegung. Das übrige Gefolge des Grafen blieb zurück, um die Gefangenen zu bewachen

und die Toten zu begraben; es sollte am andern Morgen nach dem Kirchdorf aufbrechen, weil ein Marsch durch die Dunkelheit und auf schmalen Waldpfaden zu gefährlich schien.

Der Gutsherr und Hubert schritten hinter der Bahre, auf welcher der Forstmeister ruhte. Von Zeit zu Zeit wurde inne gehalten, um den Trägern Ruhe zu gestatten. Dann trat der Graf zu den Verwundeten heran und träufelte ihnen einige Tropfen Wein in den Mund. Heinrich dankte jedesmal, auch der Wildschütze tat dieses, sprach aber sonst kein Wort.

Die Sterne waren untergegangen, und eine kühle Morgenluft wehte durch den Wald. Man kam nur langsam vorwärts, weil die Dämmerung zwischen den Bäumen doppelt täuschend war und auch der Zustand der beiden Männer keinen so schnellen Schritt ertrug.

Endlich langte man auf einem breiteren Wege an; es zeigten sich schon einige weißlichgraue Wolken am Himmel und verkündeten den Anbruch des nahen Tages. Das Forsthaus konnte höchstens noch eine Viertelstunde entfernt sein.

Da erblickte Hubert am Rande des Waldes eine menschliche Gestalt. Er rief sie an, erhielt aber keine Antwort. Nun sprang er näher hinzu und erkannte den alten Hermann, der in dem taunassen Grafe saß und den Rosenkranz betete. Der Greis blickte auf; er sah, wie man die Bahre seines Sohnes vorübertrug, und blieb dennoch sitzen. In einiger Entfernung folgten die Träger mit dem verwundeten Hauptmann. Erst als diese sich näherten, erhob er sich plötzlich, stürzte auf den Wildschützen los, und mit dem Rufe: „Gerhard, mein Sohn!“ warf er sich an dessen Brust und küßte ihn heiß und innig.

Der Graf eilte herzu: „Kommt, Vater“, sagte er zu dem Greis, „dies ist nicht Euer Sohn; Euer Sohn liegt dort, schwer verwundet, doch ich hoffe, daß wir ihn noch retten werden.“

„Ihr werdet ihn nicht retten“, murmelte der Alte, „weder ihn noch diesen da, der auch mein Sohn ist.“ Dann fügte er schmerzlich bei: „Zwei Söhne verloren an einem Tage!“

„Der Schmerz hat ihn wahnsinnig gemacht“, sagte der Graf leise zu dem Jägerburschen. „Kommt, laßt uns vorgehen; die kühle Morgenluft kann den Verwundeten schaden.“

Sie erhoben von neuem die Bahren und schritten weiter: Hermann folgte, immerfort betend.

Nun lag das Forsthaus vor ihnen. „Wartet ein wenig“, sagte der Gutsherr,

„ich will die arme Frau trösten, damit der Schmerz sie nicht überwältigt.“

Aber Anna kam ihm bereits entgegen. Ihre Augen blickten starr, und als sie ihren Gatten sah, stürzte sie mit einem herzerreißenden Schrei auf die Bahre.

„Heinrich, lieber Gatte, lebst du noch?“ fragte sie.

„Anna, liebes, teures Weib“, flüsterte Heinrich, „wie Gott will! Was er tut, ist wohlgetan.“

„Wie Gott will“, wiederholte die unglückliche Frau und erhob sich.

Der Morgen war in den Wald gekommen, die Sonne schaute lustig durch die Scheiben des Forsthauses und zeichnete weiße Rosen an die Wand. Aber die Leute drinnen achteten ihrer nicht.

Zwei Betten standen in der Stube, und in den Betten lagen die beiden Männer. Sie fieberten heftig; der eine von Weib und Kind, der andere von Schlachten, Wäldern und fremdartigen Dingen. An dem Bette des Forstmeisters saß Anna, an dem des Wildschützen der Greis. Heinrich war erst am Morgen in das Fieber gefallen, der Wildschütze schon in der Nacht auf dem Wege durch den einsamen Wald. Was der Greis getan hatte, davon wußte der Hauptmann nichts. So vergingen drei traurige Tage; da erwachte der Wilderer wie aus einem tiefen Traume. „Wo bin ich?“ fragte er und schaute in dem Zimmer umher und auf die Personen, die sich darin befanden.

Anna sprang hinzu; sie litt Unbeschreibliches; aber sie ertrug es. Ein Herz kann vieles dulden, wenn es unschuldig und gottliebend ist.

„Verhaltet Euch ruhig, mein Herr“, sagte sie, „die Aufregung könnte Euch schaden; man will Euch hier nichts Böses.“

„Nein, man will dir nichts Böses, mein Kind“, murmelte der Greis und beugte sich über den Kranken hin. „Gerhard, kennst du denn deinen alten Vater nicht mehr?“

„Ich habe keinen Vater“, antwortete der Kranke, „ich habe meinen Vater nie gekannt.“

„Es ist wahr“, sagte Hermann schmerzlich, „du hast ihn nie gekannt und meine Haare sind weiß geworden seit der Nacht, wo ich dich verlor. — Kennst du nicht dein Kreuz? Deine Mutter hing es dir um, als du geboren wurdest.“

Sie sprachen eine Weile miteinander, aber der Kranke schüttelte immer ungläubig das Haupt.

Anna war zum Lager ihres Gatten geeilt und schaute in seine fieberhaften

Züge, als wollte sie die Schmerzen hinwegnehmen und begraben in ihrer eigenen Brust.

Am Abend sagte der Wildschütz: „Ich wünsche einen katholischen Priester.“ — Anna ging hinaus und schickte den Jägerburschen nach dem Kirhdorfe.

Der Pfarrer kam; er war schon am vorhergehenden Tage bei den Kranken gewesen, als sie noch im Fieber lagen.

„Laßt mich allein“, sagte er zu den Anwesenden; „ich werde auf Heinrich achten.“

Mehr als eine Stunde verging; dann trat er heraus und sagte: „Kommt, Hermann, er ist Euer Sohn.“

„Ich wußte es“, entgegnete der Greis. Es war ein schmerzlich-frohes Erkennen.

Durch das Gerede des alten Forstmeisters war der Hauptmann nachdenklich geworden und hatte dem Pfarrherrn nach abgelegter Beichte sein Leben erzählt, soweit er sich dessen erinnern konnte.

Als kleiner Knabe hatte er eine Marfeterin in des tollen Christians Troß für seine Mutter gehalten und war nach ihrem Tode mit zehn Jahren zu dem Heere Mansfelds gekommen. Mit diesem zog er durch das Land, selbst bis hinab nach Bosnien, wo Mansfeld starb. Dann trieb er sich eine Zeitlang in Siebenbürgen umher, als Wallensteins Werbetrommel ertönte und ihn unter die kaiserlichen Fahnen lockte. Nach des Friedländers Tod kämpfte er wieder mit den Schweden unter Horn und zu allerlezt unter den Reitercharen Jan van Werths fürs Deutsche Reich. Als der Frieden geschlossen war, hatte er es wie die andern gemacht und auf eigene Faust sein Leben zu erhalten gesucht, bis zu jener unglücklichen Nacht.

Aus seiner Jugend wußte er sich noch eines dunkeln Waldes zu erinnern, in dem er gelebt, und eines Weibes und eines Mannes, die ihn sehr geliebt hatten. So tauchten allmählich immer mehr bekannte Bilder in ihm auf; es war ihm, als habe er schon einmal in dieser Hütte gewohnt; dazu kam das Kreuz, auf welchem der Name des alten Forstmeisters stand, und endlich war kein

Zweifel mehr, daß der Greis sein Vater und Heinrich sein Bruder sei.

Als Heinrich aus seinem Wundfieber erwachte und diese Dinge erfuhr, sagte er: „Gott hat mein Opfer angenommen und mein Gebet erhört — nun ist alles gut.“

Dann beichtete er, und beide empfingen das hl. Sakrament des Altars als letzte Wegzehrung. — Darauf ließ der junge Forstmeister sein Bett dicht an das Lager seines Bruders rücken, und mit einem innigen Kuß begrüßten sich die beiden Männer, die sich im Leben nicht gekannt und erst im Tode gefunden hatten.

Noch wenige frohe Tage gingen dahin; sie machten den Abschied leichter und den Tod tröstlicher.

Acht Tage darauf waren beide Leichen; mit einem reinen Herzen waren sie in ein anderes, besseres Leben hinübergegangen, um ewig vereint zu sein. Ein Grab nahm sie auf, und oftmals knieten dort der greise Vater und die junge Gattin mit ihrem Kinde.

Der alte Hermann wollte nicht von dem Försterhause scheiden, wo er so viel Leid erduldet hatte; deshalb wurde für Hubert, den neuen Forstmeister, eine andere Wohnung gebaut.

Der Greis erreichte ein hohes Alter und als er endlich auch in ein besseres Leben ging und neben seinen Söhnen im Grabe ruhte, nahm der Gutsherr die Witwe auf sein Schloß, wo sie in einem weißen Häuschen am Ende des Parkes wohnte. Aus ihrem Sohne aber wurde ein tüchtiger Priester, der segensreich wirkte und noch lange in dem Andenken des Volkes lebte. —

Und die Sonne schien auf das Forsthaus und schien auf den Wald, der sich nicht verändert hatte und auf die fremden Gesichter, die unter den Bäumen wanderten.

Die Zeit geht dahin und die Geschlechter kommen und verschwinden. Niemand denkt an die Schmerzen und Leiden, die vor Jahren andere Menschen erduldeten, da die Leiden sich gleich bleiben und auch uns läutern müssen, wie sie jene geläutert haben.

E n d e